

Jakob Huttner • Zwischen Eigen-art und Wirk-lichkeit

*Berliner Beiträge zur Ethnologie*

Band 29

Jakob Huttner

**Zwischen  
Eigen-art und Wirk-lichkeit**

Die Altkolonie-Mennoniten  
im bolivianischen Chaco

Eine ethnographische Collage

### **Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek**

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [www.d-nb.de](http://www.d-nb.de) abrufbar.

Gedruckt auf holz- und säurefreiem Papier, 100% chlorfrei gebleicht.

©Weißensee Verlag, Berlin 2012

[www.weissensee-verlag.de](http://www.weissensee-verlag.de)

Alle Rechte vorbehalten

Satz: aus der VESTA STD

Titelbild „Blick zurück“ sowie alle weiteren

Fotos (S.132–140) ©Jakob Huttner

Printed in Germany

ISSN 1610-6768

ISBN 978-3-89998-204-6

# Inhaltsverzeichnis

Danksagung .....	6
1. Zum Geleit .....	9
2. Einleitung .....	14
3. Die Täufer .....	22
4. „Das Wort wird Fleisch“ – Das Täuferreich von Münster, 1534/1535 .....	37
5. Widerspruch, Zwist und Potemkinsche Dörfer – Von den niederdeutschen Mennoniten .....	50
6. Der Ort – Zeitschleifen: von Paradiesmythen und Menschenfressern .....	68
7. Nestor Machno im Trockenwald – Zur Inszenierung von Bedrohung und Errettung als Diskurs des sozialen Zusammenhalts .....	82
8. Paprika und der größte Jet der Erde – Begegnung mit einer Altkolonier-Familie .....	93
9. Isiporenda – Dorfgemeinschaft am Rand der Kolonie .....	102
10. Grenzgeflecht – Zudeutungen, Aneignungen, Umformungen .....	115
11. Der alte Arzt .....	141
12. Erfinder, Händler, Kräuterfrauen – Berufsbilder jenseits des Feldrains .....	149
13. Außerhalb der „Ordnung“ – Von ambulanten Händlern und Hausierern .....	158
14. Der „Spion“ in der Zwergschule .....	165
15. „La flor de la fiesta“ – Alkohol I .....	172
16. Initiationsriten und Grenzüberschreitungen – Alkohol II .....	181
17. Besuch in Fernheim – paraguayische Rhapsodie .....	191
18. Krise und Ordnung – Ein evangelikaler Kult in Isiporenda .....	206
19. Elektrischer Strom, Verfolgung, Heilssuche – Zur Dynamik einer Kolonieteilung .....	220
20. Schlussbetrachtung .....	236
21. Bibliographie .....	240

# Danksagung

Vorneweg sei gesagt, dass sich kaum in Worte fassen lässt, mit welchem Ausmaß an Gastfreundschaft, Verständnis und oft auch Geduld mir die Bewohner der Kolonie Durango und der Dorfgemeinschaft Isiporenda während meiner ausgedehnten Feldforschungen in den Jahren 2004/2005 und 2007 begegnet sind. Leider ist es in Anbetracht der deutschen Einreisegesetzgebung sowie meiner finanziellen Mittel wenig wahrscheinlich, auch nur einen dieser Vielen im Gegenzug zu mir nach Berlin einzuladen, und mich so zumindest symbolisch revanchieren zu können. Umso mehr ist mir daran gelegen, allen auf diesem Wege von Herzen zu danken, die mir ihre Häuser geöffnet haben, ohne dass sie (oder auch nur ich selbst) damals genau hätten einschätzen können, was bei meiner Forschungsarbeit einmal herauskommen würde. Ich hoffe, dem mir entgegengebrachten Vertrauen im unmittelbaren Kontakt ebenso wie im Rahmen dieser Arbeit gerecht geworden zu sein.

Mein besonderer Dank gilt den Familien Johann und Katarina Giesbrecht, Jacob und Katarina Hildebrandt, Isaac und Maria Dieck, Isaac und Helene Hildebrandt, Abram und Helene Bergen, Peter und Maria Hildebrandt, Jacob ‚Perico‘ und Elisabeth Hildebrandt, deren Freundschaft mein Leben bereichert. In der Kolonie Nueva Durango in Ostparaguay haben mich Gerhard und Margareta Redekop und ihre Kinder so herzlich aufgenommen, als sei ich ein naher Verwandter. Meine Begegnung mit Margareta B. Hildebrandt (1938–2008) und Isaac K. Hildebrandt (1938–2009) wird mir immer eine wertvolle Erinnerung bleiben. Ohne sie und viele weitere, die mich an ihrem Leben teilhaben ließen, wäre diese Arbeit niemals zustande gekommen.

Don Valentin und Doña Ignacia Parada sowie ihre Töchter und Söhne sind mir zu einer zweiten Familie im bolivianischen Chaco geworden, mit der ich viel gelacht, von der ich viel über das Leben im Isoso gelernt habe. Oft saß ich im Hof von Doña Ilda Castro und hatte am Leben ihrer großen Familie teil. Don Crespo und Don Benicio haben mich stets mit ihrer guten Laune angesteckt und mich auf ihre Jagdausflüge mitgenommen. Ihnen allen gilt meine größte Bewunderung. Doch das Leben im Chaco hat auch

seine harten Seiten und die Lebenserwartung seiner Bewohner ist ohne ein ausgebautes medizinisches Versorgungssystem oft niedrig. Mir fehlt Don Melanio (†2008) mit seinem Sanftmut, mir fehlt seine Frau Doña Marta (†2010) und beider Sohn Pinder (†2006), der mit seinem Lächeln die Welt verzauberte.

Die Freundschaft von Bismarck Machuca Negrette aus Charagua, hat mir stets geholfen, wenn ich mit mir, der Welt oder meiner Feldforschung haderte. Zugleich hat er sein profundes Wissen um Geschichte, Kultur und Gesellschaft des bolivianischen Chaco großzügig mit mir geteilt und mich mit seinen ungewöhnlichen Einsichten unzählige Male inspiriert. Die Hilfsbereitschaft, das vorzügliche Essen und das frisch gezapfte Bier von Axel Gockenbach in Santa Cruz de la Sierra wären nicht einmal mit Gold aufzuwiegen. Anke Drawert aus Santa Rosa del Sara hat zum Gelingen dieser Arbeit beigetragen, indem sie mir ihr Haus überließ, wenn ich in Santa Cruz de la Sierra weilte, so dass ich einen ruhigen Platz zum Schreiben hatte. Wenige Menschen haben mich so oft zum Lachen gebracht wie Anna Sofia Hedberg, die untrennbar mit der Erinnerung an meine erste Feldforschung im bolivianischen Chaco verbunden ist.

Jürgen Golte, am Lateinamerikainstitut der Freien Universität Berlin, hat mir immer freie Hand gelassen, meine Dissertation so zu gestalten, wie ich es für richtig gehalten habe. Jürgen Riester in Bolivien hat mich auf die Idee gebracht, mein Glück mit den Altkoloniern bei Charagua zu versuchen und erste Kontakte hergestellt. Cornelia Klatt am Ibero-Amerikanischen Institut in Berlin ist es stets gelungen, die von mir gewünschten Bücher in den Tiefen der Bibliothek ausfindig zu machen. Auch ihnen allen möchte ich danken.

Dagmar Ganßloser bin ich tief verbunden dafür, dass sie meine Arbeit Korrektur gelesen hat. Dasselbe gilt für meine Mutter Christina Deubzer-Huttner, die zudem durch ihr Bestreben, ihren Kindern möglichst viel Bildung zukommen zu lassen, einen wichtigen Grundstein für die Entstehung dieser Arbeit gelegt hat. Dank geht auch an meine Geschwister Barbara, Dörthe, Benedikt und Sebastian, die stets zu mir gehalten haben. Meinem Vater Gottfried Huttner danke ich für seine finanzielle Unterstützung,

ebenso wie meiner Tante Sissy Schulz für ihre Hilfsbereitschaft und ihr Interesse an meiner Arbeit.

Huberta von Wangenheim und Bertram Gauss haben oft meinen Ausführungen über die Entstehung der vorliegenden Arbeit gelauscht und mir mit ihrer Kritik fruchtbare Anregungen geliefert, wofür ich ihnen dankbar bin. Zuletzt bleibt Silvana Busso zu nennen, deren offenes und unmittelbares Wesen mir so viel Sympathie in der Kolonie Durango und in Isiporenda eingetragen und mir so viele Türen geöffnet hat. Danke Silvana.



## Zum Geleit

Eine Brücke aus Stahl und Holz spannt sich über das weite Bett des Rio Grande im Süden Boliviens, ein kleiner Junge schleppt eine Styroporkiste voll kalter Getränke durch den schwankenden Zug, jedes Mal wenn er an meinem Platz vorbeikommt, will er mich mit einem breiten Lächeln zur Abnahme seines gesamten Biervorrates überreden. Ein paar Bänke weiter sitzen zwei blutjunge Soldaten, die sich gemeinsam über ein Pornoheft beugen und ihre stille Eintracht nur für ein gelegentliches Kichern unterbrechen. Der Schnellzug von Santa Cruz de la Sierra nach Puerto Quijarro an der brasilianischen Grenze legt kaum 30 km in der Stunde zurück. Die Zugmaschinen an beiden Enden bewegen zahllose Güterwagons, die in Bolivien geerntete Soja in Richtung Brasilien transportieren. Der nächste Haltebahnhof ist ein baufälliges Haus auf einem Stück gerodeter Erde, ein Weg, der im Dickicht der Buschlandschaft verschwindet. Zwei junge Männer in enganliegenden, dunkelblauen Latzhosen mit hellen Cowboyhüten auf dem Kopf betreten den spärlich besetzten Wagon und lassen sich auf der anderen Seite des Ganges nieder. Unter den Hüten kommt kurzgeschnittenes, im Nacken ausrasiertes Haar hervor. Der mit dem roten Schopf hat ein sommersprossiges von der Sonne gerötetes Gesicht, das blonde Haar des anderen wirkt trotz des sauber gezogenen Scheitels zerzaust. Zur Stirn hin, wo sonst die Hüte Schatten spenden, werden ihre Gesichter immer weißer. Wir mustern uns gegenseitig. Ihre fremde Sprache tönt wie ein verwaschenes, mit deutschen Satzbrocken durchsetztes Englisch. Der Blonde kramt eine Bierdose aus der Tasche zwischen seinen Beinen und fragt auf Spanisch, woher ich komme.

„Dietschlond!“ – Das Hochdeutsch in das sie wechseln, nachdem sie erfahren haben, woher ich bin, kommt holperig und mit vertauschten Vokalen daher. Es ist zwar die Sprache, in der ihre Bibeln verfasst sind, in der die sonntäglichen Predigten gehalten werden, in der sie lesen und schreiben lernen, die sie aber kaum zu sprechen wissen, da sie sich untereinander eines alten niederdeutschen Dialekts bedienen. Der scheu wirkende Rothaarige, der sich als der Sprachgewandtere erweist, will wissen, wie lange man mit dem Bus nach Deutschland braucht und ob dort viele Mennoniten wie sie leben. Dass in dem Land gutes Bier gebraut wird, weiß er aus

Paraguay, wo viele Biersorten mit deutscher Brautradition werben. Als kleine Jungen haben sie mit ihren Familien Mexiko verlassen, um sich in Paraguay anzusiedeln. In Mexiko war es schöner, denn von dort kommt der Mariachi, die schönste Musik der Welt. Auf die Frage, warum sie dort weggegangen seien, zieht er die Schultern hoch und schüttelt lächelnd den Kopf. Der Andere wirft ein, es habe zu wenig Land gegeben. Die Brüder Isaac und David sind auf dem Weg nach San José de Chiquitos oder vielmehr in eine Mennonitenkolonie im Umland, um Verwandte zu besuchen. Sie erzählen, dass ihre Reise den Zweck hat, die bolivianischen Verhältnisse auszukundschaften, da ihre Eltern überlegen, von Paraguay nach Bolivien zu ziehen. David würde das freuen, weil sein Schatz ebenfalls vor einem halben Jahr mit ihrer Familie nach Bolivien übersiedelt ist. Die Eltern von Isaacs Freundin hingegen wollen Paraguay nicht verlassen.

Mitten in unserem Gespräch betritt ein älteres Ehepaar mit zwei kleinen Jungen den Wagon. Statt heller Cowboyhüte bedecken braune Baseballkappen mit langem Schirm die Köpfe der Kinder. Das über die Knie reichende Kleid der Frau ist aus dunklem, mit Blumenmustern bedruckten Stoff. Darüber trägt sie eine schwarze Schürze. Ein schwarzes Kopftuch schaut unter dem weit ausladenden, weißen Hut hervor, den eine breite schwarze Schärpe schmückt. Die Haltung der Brüder versteift sich, die Bierdosen sind verschwunden, ohne ein Wort des Abschieds folgen sie der Gruppe – als hätten sie nie ein Wort mit mir gewechselt.

Im bolivianischen Tiefland werden sie *menonos* genannt oder *mexicanos*, weil sie überwiegend aus Mexiko zugewandert sind. Manchmal werden sie auch einfach nur als *gringos* bezeichnet, weil sie unmittelbar als Menschen nordeuropäischer Herkunft auszumachen sind. Sie selbst bezeichnen sich in ihrem alten niederdeutschen Dialekt in Abgrenzung zur Landesbevölkerung als *Dietsche*. Eine auf dem Papier nachweisbare Nationalität, die über eine Geburtsurkunde hinausgeht, besitzen sie oft nicht, ansonsten nennen sie Pässe der Länder ihr Eigen, in denen sie geboren sind: Mexiko, Paraguay, Belize, Kanada oder eben Bolivien. Sie gelten als gottesfürchtig und arbeitsam, sind reich an Kindern, wie in der Bibel gefordert, halten nichts von städtischen Ansammlungen, sondern wollen sich lieber, umgeben von ihresgleichen, von der eigenen Landwirtschaft ernähren, die sie sechs

Tage die Woche, von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang betreiben, um am siebenten Tage zu ruhen. In ihre Angelegenheiten lassen sie sich nach Möglichkeit von niemandem hineinreden, weshalb sie von jedem Staat, in dem sie sich ansiedeln, umfassende Privilegien fordern, wie das Recht, ihre Kinder in eigenen Schulen gemäß ihrer eigenen Vorstellungen zu erziehen, keinen Militärdienst zu leisten und sich selbstständig zu organisieren.

Ihre flämischen und friesischen Vorfahren wurden im 16. Jahrhundert als sogenannte Wiedertäufer verfolgt, weil sie sich weigerten, ihre Kinder taufen zu lassen und weder der katholischen noch der reformierten Kirche angehörten, sondern sich lieber in kleinen, eigenständigen, von Laien geleiteten Gemeinden organisieren wollten. Der obligatorischen Kindstaufe stellten sie – als freie Entscheidung zum Glauben – die Erwachsenentaufe gegenüber, den weltlichen Gebräuchen die strenge Befolgung biblischer Regeln, wozu auch gehört, keiner Obrigkeit Kriegsdienste zu leisten. Weil sie sich auf die religiöse Lehre des im friesischen Witmarsum geborenen ehemaligen katholischen Priesters Menno Simons (ca. 1496–1561) berufen, wurden sie schon bald Mennoniten genannt. Das Plautdietsch, die Sprache, die sie bis heute sprechen, ist ein altertümlicher Dialekt des Niederdeutschen, wie er von deutschen Siedlern im Weichseldelta gesprochen wurde, wo sich die Vorfahren der heutigen Mennoniten in Bolivien in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts unter dem Schutz der polnischen Krone sammelten. Weil die „Welt“ oft mehr von ihnen forderte, als sie zu geben bereit waren, und sie durch ihren landwirtschaftlichen Erfolg, die „Welt“ wiederholt selbst in abgelegene Siedlungsgebiete lockten, sind Gruppen von Mennoniten immer wieder weitergezogen, von Land zu Land, bis ins bolivianische Tiefland mit seinen teilweise feudalen Strukturen und seinen Wäldern, wo sie ein weiteres Mal versuchen, auf ihre Art als strenggläubige Bauern den Übeln der Welt zu trotzen und auf ihre Art glücklich zu werden.

Seit 1954, als aus Paraguay zugewanderte Mennoniten die erste Kolonie gegründet hatten, sind in der bolivianischen Tieflandprovinz Santa Cruz über 50 Kolonien entstanden, von denen einige nur aus wenigen Familien bestehen, andere mehr als 3.000 Einwohner zählen. Die Gesamteinwohnerzahl der Kolonien dürfte im Jahre 2009 bei über 50.000 Personen lie-

gen.<sup>1</sup> So einhellig die in Bolivien siedelnden Mennoniten die Welt für einen verkommenen Ort halten, an dem hinter jeder Ecke der Widersacher mit seinen Versuchungen lauert, so uneins sind sie darüber, welche weltlichen Angewohnheiten und technischen Gerätschaften sich mit ihrem Heil vertragen oder eben auch nicht. Da jede Kolonie eine autonome, autarke Einheit innerhalb einer als andersartig wahrgenommenen Umwelt darstellt, kommt dem Zusammenhalt und der inneren Einheit der einzelnen Gruppe höchste Bedeutung zu, weshalb jede Gruppe selbst über die verpflichtenden Normen und Regeln ihres Zusammenlebens bestimmen kann und es allein in Bolivien neun verschiedene Untergruppen oder – aus mennonitischer Perspektive betrachtet – „Religionen“ gibt.

Die Abgrenzung zwischen den einzelnen Gruppen ergibt sich durch ein Befolgen von Verboten oder Zugeständnissen, was den Umgang mit moderner Technik oder weltlichen Gepflogenheiten angeht. Für Außenstehende sind die Unterschiede oft kaum wahrnehmbar. Auf der einen Seite stehen Gruppen, deren Mitglieder Auto fahren, von denen einige weltliche Kleidung tragen, während sich andere noch an eine gemeinsame Kleiderordnung halten. Diese Gruppen können sich z. B. wiederum darin voneinander unterscheiden, ob das Radiohören erlaubt ist oder der Gebrauch von Computern nur zu rein geschäftlichen Zwecken oder auch in der häuslichen Sphäre oder eben überhaupt nicht statthaft ist. Am anderen Ende des Spektrums finden sich die sogenannten Altkolonie-Mennoniten, kurz Altkolonier, die etwa die Hälfte der mennonitischen Bevölkerung des bolivianischen Tieflandes ausmachen.<sup>2</sup> Sie halten sich an eine strenge Kleiderordnung, die sich von Kolonie zu Kolonie in kleinen Details, wie der Farbe

---

1 Das Centro Menno des kanadischen Mennonite Central Committee in Santa Cruz de la Sierra veröffentlicht jedes Jahr eine Karte mit allen Mennonitenkolonien in Bolivien. In der Karte für das Jahr 2003 waren 44 oder 45 Kolonien verzeichnet, in der Karte für das Jahr 2006 bereits 54 Kolonien, obwohl 4 Kolonien „durch schlechten Landhandel, mutwillige Abwanderung und vier jähriger Missernte“ (Karte des MCC, 2006) aufgelöst werden mussten. Die exakte Zahl der in Bolivien siedelnden Mennoniten ist unbekannt, für das Jahr 2007 habe ich sie in Übereinstimmung mit Mitarbeitern des Centro Menno auf ca. 50.000 geschätzt. Zum Vergleich: Klaube (1991, S. 356) gibt für das Jahr 1990 die Zahl von 17 Kolonien mit 17.688 Einwohnern an. Bei einem im Jahr 2001 vom bolivianischen Instituto Nacional de Estadística durchgeführten Census lag die Einwohnerzahl der Provinz Santa Cruz bei 2.029.471 Personen. Die Provinz hat in etwa die Fläche der Bundesrepublik Deutschland.

2 Der Name *Altkolonie-Mennoniten* bezieht sich auf die Kolonie Chortitza, die sogenannte *Alte Kolonie*, die 1789 als erste einer Reihe weiterer Kolonien auf dem Gebiet der heutigen Ukraine gegründet wurde.

der Latzhosen der Männer oder der Hutbänder der Frauen voneinander unterscheidet. Die Altkolonier lehnen den Gebrauch des elektrischen Stromes ab, bewegen sich mit Pferdewagen fort und tauschen die Luftreifen ihrer Traktoren gegen in ihren Kolonien geschmiedete Eisenräder aus, um zu verhindern, dass sie als motorisierte Vehikel für eine Fahrt in die Welt hinaus dienen können.

Die Bewohner der Altkolonie Durango, von denen diese Arbeit handelt, haben sich 1993, ob verschiedener innerer und äußerer Entwicklungen sowie der Aufnahme des elektrischen Stromes in den Kanon des Erlaubten, von ihrer Mutterkolonie Nueva Durango in Ostparaguay abgespalten, um im trockenen, wasserarmen bolivianischen Chaco auf althergebrachte Art einen Neuanfang zu machen, wie sie es in den Jahrzehnten zuvor in Mexiko, British-Honduras und Paraguay getan hatten. Sie siedeln in direkter Nachbarschaft drei weiterer Altkolonien, deren Einwohner – je nach Kolonie – aus Argentinien, Mexiko und einem anderen Ort in Bolivien zugewandert sind. Via weitreichender, oft länderübergreifender Verwandtschaftsbeziehungen sind die Kolonien enger mit anderen Kolonien verbunden, als untereinander.

## Einleitung

Jahre nach meiner ersten Begegnung mit den zwei Altkolonie-Mennoniten im Zug sitze ich abends mit Isaac Hildebrandt im Untersuchungszimmer der von ihm betriebenen Klinik der Kolonie Durango. Seit mehr als 40 Jahren dient er seiner Gruppe als Arzt. Mit 14 verheirateten Töchtern und Söhnen sowie mehr als 100 Enkeln ist er fest im gesellschaftlichen Gefüge der Kolonie Durango verankert. Ob seines Berufes, der den Umgang mit Hilfesuchenden von außerhalb der Kolonie mit sich bringt, und seines gefestigten Charakters ist er wohl dazu auserkoren, mit schwer einordnebaren „Fremdlingen“ wie dem Ethnologen umzugehen. So ließ er mir ziemlich am Anfang meiner Feldforschung ausrichten, dass er sich über meinen Besuch freuen würde. Nachdem wir „meist bei zwei Stunden“ zusammengesessen haben, wie die Altkolonier es auf Hochdeutsch ausdrücken würden, uns über seine Arbeit, die verschiedenen Länder, in denen er gelebt hat, und die Geschichte seiner Gruppe unterhalten haben, will ich den Fall eines Familienoberhauptes aus der Nachbarkolonie Pinondi ansprechen. Ich habe gehört, dass dieser Mann die widersprüchlichen Regeln der Altkolonier öffentlich angegriffen hat – z. B. die Traktoren mit ihren Eisenrädern oder den Gebrauch batteriebetriebener Taschenrechner in den kolonieeigenen Läden – indem er seine gesamte landwirtschaftliche Arbeit mit Maultieren zu tätigen begann und nur noch außerhalb der Kolonie bei bolivianischen Händlern einkaufte, die ihre Taschenrechner vor ihm versteckt hielten.

Isaac erzählt, dass der Mann einige Tage vorher bei ihm gewesen sei, um seine Schulden zu bezahlen. Er habe das Geld jedoch nicht angenommen, da der Mann bereits gebannt worden sei, weil er sich über die anderen gestellt habe. Somit sei der Umgang mit ihm nun verboten. Doch mich beeindruckt die Geschichte mit den Maultieren so sehr, dass ich die tiefere Bedeutung eines religiös bedingten Verbotes in sie hineinlesen will. Ich will wissen, warum die Mennoniten keine Ochsen benutzen, wie die Menschen in Paraguay, wo die Gruppe vorher gelebt hat. Mein Gedanke dabei ist, dass der Einsatz von Ochsen, als vom Menschen via Kastration manipulierte Tiere, doch auch verboten sein müsste. Nun ja, meint Isaac, Ochsen seien zwar stark und widerstandsfähig, aber können nur unter dem Joch arbeiten, womit sie wesentlich weniger Zugkraft besäßen, als die von den

Altkolonieren seit Generationen gezüchteten Pferde, denen sich ein Geschirr umlegen lässt. Meine anschließende Frage nach dem Verzicht auf den Einsatz von Maultieren beantwortet Isaac mit der Gegenfrage, ob ich denn wisse, wer die Maulpferde erfunden habe? Ob ich denn nicht den Ana aus der Bibel kenne. Auf Grund der Vokalverschiebungen im Hochdeutsch der Mennoniten klingt mir der „Ana“ nach dem „Onan“, weshalb ich bejahe. Dieser Ana/Onan, so Isaac, habe in der Wüste die Maulpferde erfunden, während er seines Vaters Esel hütete.

Obwohl mir das alles keinen rechten Sinn ergibt, mache ich mir später Notizen zu einem biblisch begründeten, den Altkolonieren irgendwie entsprechenden Verbot der Maultiere. So sind Pferd und Esel zwei unterschiedliche Tiere, die sich miteinander fortpflanzen, aber nur unfruchtbare Nachkommen zeugen können. Als weitere Folgerung ließen sich vielleicht sogar die endogamen Heiratsregeln der Altkolonier vor dem religiösen Hintergrund dieses biblischen Maultierverbotes verstehen. Vielleicht heirateten die Altkolonier ja nur deshalb untereinander, weil sie in den Nachkommen von Mischehen unfruchtbare Erde für die Saat ihres strengen Glaubens sehen?

Beim Schreiben der vorliegenden Arbeit fällt mir der gefaltete Zettel aus dünnem gelbem Papier wieder in die Hände, den mir Isaac am nächsten Morgen beim Frühstück in die Hand gedrückt hatte. Fein säuberlich, in der für ihn ungewohnten lateinischen Handschrift, steht darauf: „Die Kinder von Zibeon waren: Aja und Ana, der in der Wüste Maulpferde erfand, da er seines Vaters Zibeon Esel hütete. 1 Mose 36 vers 24.“ Als ich den Vers erstmals selbst in der Bibel nachschlage, lese ich, dass Zibeons Sohn Ana in der Wüste die warmen Quellen gefunden hat, während er seines Vaters Esel hütete. Für einen Moment wird die Erinnerung an den inzwischen verstorbenen Isaac lebendig, der mir da wohl einen Streich gespielt hatte, der gut zu seinem Sinn für Humor passte.

Ganz im Sinne dieser bildhaften Anekdote will ich mich mit der vorliegenden Arbeit auf die Suche nach den „warmen Quellen“ begeben, aus denen sich die *Alte Kolonie* speist. Am Anfang dieser Suche steht eine Frage: Warum teilen sich die Kolonien der Altkolonie-Mennoniten immer wieder und ein Teil der Bewohner wandert weiter, während der andere Teil der

Bewohner bleibt und sich langsam immer mehr vom Ideal der *Alten Kolonie* entfernt? Sicherlich lässt sich mit den Methoden der quantitativen Sozialforschung eine durchschnittliche Zeitspanne bis zur Teilung einer Altkolonie ermitteln und daraus folgern, dass Gruppensiedlungen weltanschaulicher Abweichler anscheinend immer nur bis zu einer gewissen Bewohnerobergrenze anwachsen können, bevor sie sich auflösen oder eben auseinanderbrechen: sprich sich teilen. Auch lassen sich wiederholende Faktoren identifizieren, die zur Spaltung von Altkolonien führen: religiös bedingter Kinderreichtum erzeugt Landhunger, religiös bedingter Fleiß bringt landwirtschaftlichen Erfolg, der zur infrastrukturellen Entwicklung der jeweiligen Umwelt führt und Nicht-Mennoniten anzieht. Im Inneren entsteht ein gesellschaftliches Ungleichgewicht, da in der Kolonie das Ackerland knapp wird und außerhalb der Kolonie keines mehr zu erwerben ist. Gleichzeitig ist es für den Zusammenhalt einer Altkolonie unerlässlich, dass jeder verheiratete Mann Herr seines eigenen Ackers ist.

Darüber hinaus könnte formuliert werden, dass sich die jeweilige Altkolonie teilt, damit ein Teil ihrer Bewohner bei der Religion der Väter bleiben und die *Alte Kolonie* anderswo wieder aufbauen kann, sowie, dass sich die *Alte Kolonie* aus der ihr eigenen Dialektik von Heil und Unheil schöpft. Heil und Unheil sind dabei weniger Vorstellungen über einen möglichen zukünftigen Zustand, sondern werden vielmehr als Gegensatzpaar durch festgelegte Regeln und Verhaltensnormen voneinander abgegrenzt und bedingen sich gegenseitig.

Alles fließt und so statisch die Altkolonie-Mennoniten an dem festzuhalten scheinen, was sie als die Religion ihrer Väter verstehen, so mobil und flexibel sind sie zugleich, wenn es um deren Erhalt geht. Andererseits wiederum lässt sich auch das nicht verallgemeinern: Wer die vor 30 Jahren gegründete Altkolonie Nueva Durango in Paraguay mit der 15 Jahre später aus ihr hervorgegangenen Altkolonie Durango in Bolivien vergleicht, wird erhebliche Unterschiede zwischen den beiden Kolonien feststellen können. Was in Nueva Durango erlaubt ist und zum Alltag der Bewohner gehört wie z.B. die Nutzung von elektrischem Strom in den Wohnhäusern, würde in Durango, wenn es ein Einzelner täte, zu dessen Bann führen. Täte es kein Einzelner mehr, sondern eine wachsende Anzahl von Koloniewoh-



nern, würde das letztendlich wieder eine Kolonieteilung auslösen. Trotzdem sind die beiden Kolonien *Alte Kolonien*, deren Bewohner durch verwandtschaftliche Bande miteinander verbunden sind und sich das Heil gegenseitig genausowenig absprechen, wie sie daran zweifeln, dass auch *Weltmenschen* in den Himmel kommen können.

Einer der zentralen Begriffe, mit dem sich das Wesen der *Alten Kolonie* charakterisieren lässt ist der Widerspruch. Widerspruch gegen die Ideen von Staat und Nation, gegen Schulzwang, gegen das Kriegführen und nicht zuletzt auch gegen sinnlosen Genuss und weltliches Vergnügen, die als eng verknüpft mit der Entstehung menschlicher Eitelkeit, Habsucht, Machtgier etc. wahrgenommen werden. Dass der ständige Widerspruch fast ebenso viele Widersprüchlichkeiten produziert, wissen auch die Altkolonie-Mennoniten. Dennoch ist es ihr Weg, und im Grunde genommen sind der Widerspruch und die damit verbundenen Widersprüchlichkeiten das auslösende Moment der sich immer wieder reproduzierenden *Alten Kolonie*, das sie zu einer Art Perpetuum Mobile werden lässt. Immer wieder von Neuem haben die Altkolonier periphere Gebiete erschlossen, innerhalb von Staaten, mit denen sie zuvor Privilegien ausgehandelt hatten, immer wieder wurden sie später von dem bedroht, was sie begonnen hatten, durch die zunehmende Erschließung ihrer Umwelt auch durch nicht-mennonitische Siedler und die immer stärkere Einbindung ihres Siedlungsgebietes in das größere Ganze des jeweiligen Nationalstaates.

Was indessen bringt einen Teil der Altkolonie-Mennoniten immer wieder dazu, ihre eigenhändig erbauten Häuser, die mühsam gerodeten Äcker und die Menschen, an denen sie hängen, zu verlassen, um andernorts von Neuem zu beginnen? Letztendlich entzieht sich diese Frage einer einfachen Antwort. Da den Altkolonie-Mennoniten im bolivianischen Chaco guaranisprachige Gruppen gegenüberstehen, liegt es im Rahmen dieser Arbeit jedoch nahe, dieses Phänomen mit den bereits in den frühen kolonialen Chroniken und von Ethnologen bis ins 20. Jahrhundert hinein beschriebenen Wanderzügen zahlreicher guaranisprachiger Gruppen zu vergleichen, die ebenfalls immer wieder alles hinter sich ließen, um sich – so heißt es zumindest – auf die Suche nach einem jenseitigen Heilsort zu machen (Metraux 2001, Schaden, 1954, Clastres, H., 1995, Clastres, P. 1976).

Die Ethnologen sind sich letztlich nicht einig, was diese Wanderungen wirklich ausgelöst hat. Wahrscheinlich scheint jedoch, dass es jeweils ein Zusammenwirken mehrerer Ursachen war, die sich je nach Raum und Zeit voneinander unterscheiden konnten, aber immer dieselbe Reaktion ausgelöst haben. Vielleicht kann die Vielschichtigkeit dieser beiden einander ähnlichen Phänomene im Vergleich miteinander besser erfasst werden.

An dieser Stelle sei etwas über den aktuellen ethnologischen Forschungsstand zum Thema Altkolonie-Mennoniten gesagt. Soweit mir bekannt, gibt es nur zwei weitere Ethnologen, die sich mit den Altkolonie-Mennoniten beschäftigt und Arbeiten über sie veröffentlicht haben. In *Outside the World. Cohesion and Deviation among Old Colony Mennonites in Bolivia* (Upsalla, 2007) beschreibt die Ethnologin Anna Sofia Hedberg, wie die Altkolonie-Mennoniten ihren Zusammenhalt in der alltäglichen Interaktion untereinander und mit ihrer Umwelt als gesamtgesellschaftlichen Diskurs konstruieren und wieviel Spielraum für Abweichung innerhalb dieses Diskurses besteht. In *Old Colony Mennonites in Argentina and Bolivia. Nation Making, Religious Conflict and Imagination of the Future* (Leiden, 2008) stellt der Ethnologe Lorenzo Cañas Bottos dar, wie die Mennoniten im Lauf der Geschichte wiederholt zur Konsolidierung von Nationalstaaten beigetragen haben, denen sich zumindest ein Teil der Altkolonie-Mennoniten jedoch niemals angeschlossen hat. Gleichzeitig beschreibt Cañas Bottos was geschieht, wenn Altkolonie-Mennoniten durch äußere Einflüsse zum eigenständigen Bibelstudium finden und sich ihre Auslegung der Bibeltexte nicht mehr mit der *Alten Kolonie* deckt und wie sich die Altkolonie-Mennoniten in Argentinien ihre Zukunft vorstellen. Ein weiteres Werk, das hier genannt sein will, obwohl es nicht im engeren Sinne in den Bereich der Ethnologie gehört, ist *The Mennonites. A Biographical Sketch* (2000) des kanadischen Fotografen Larry Towell. Towell begleitete über Jahre hinweg immer wieder Altkolonie-Mennoniten auf ihren Reisen zwischen Mexiko, wo sie lebten, und Kanada, wo sie sich als Wanderarbeiter verdingten. Towell gewährt mit seinem Bildband, der durch selbstverfasste Alltagsskizzen und Beschreibungen ergänzt wird, einen einfühlsamen Blick auf die Altkolonie-Mennoniten.

Die vorliegende Arbeit will einen Eindruck von Leben und Alltag der Bewohner der Altkolonie Durango vermitteln, in dem sich die Eigenart der Altkolonie-Mennoniten widerspiegelt, die erst in der Interaktion mit einem Gegenüber zur Wirklichkeit wird. Die „warmen Quellen“ der Arbeit sind die Menschen, über die ich schreibe und von denen diese Arbeit handelt. Menschen aus Fleisch und Blut, mit denen ich fast ein Jahr lang in täglicher Interaktion gestanden habe. Die Arbeit ist von dieser Interaktion geprägt, sie ist Produkt meiner teilnehmenden Beobachtung und versteht sich als Bild, das einen Moment im Lebenszyklus einer bestimmten Altkolonie darstellt, bei dessen Betrachtung sich das Wesen der *Alten Kolonie* – zumindest ein Stück weit – erschließt. Da eine Altkolonie nicht isoliert und ohne jede Anbindung an ihre Umwelt existieren kann, gehört auch diese Umwelt mit zum Bild, zumal ich während beider Feldforschungen in der Dorfgemeinschaft Isiporenda gelebt habe, die direkt an die Kolonie Durango angrenzt.

Zur besseren Einordnung des zeitgenössischen Phänomens der Mennoniten ist ihr historischer Ursprung als eine Religionsgemeinschaft aus der Reformationszeit von Bedeutung, deren Angehörige in einigen Regionen noch bis ins 17. Jahrhundert hinein, als sogenannte Wiedertäufer verfolgt wurden. Deshalb gebe ich einleitend einen geschichtlichen Überblick über die Entstehung des Täufertums und dessen unterschiedliche Gruppierungen. Es ist bemerkenswert, dass fast alle wissenschaftlichen Arbeiten über die Mennoniten zwar auf die eine oder andere Weise auf den Hintergrund des Täufertums eingehen (Cañas Bottos, 2008; Hedberg, 2007; Urry, 2006, Goertz, 2002), jedoch kaum jemals ein Wort über das Ereignis verlieren, das überhaupt erst zur Entstehung der Mennoniten geführt hat: die Täuferherrschaft von Münster 1534/1535.

Verständlich wird dies in Anbetracht der Tatsache, dass die geschichtswissenschaftliche, meist englischsprachige Literatur über die Mennoniten großteils von mennonitischen Historikern verfasst worden ist, die das Andenken an ihre Vorfahren nicht mit der schlecht beleumundeten Täuferherrschaft von Münster 1534/1535 in Verbindung gebracht sehen wollen

(Redekop, 1988; Lichdi, 2004).<sup>3</sup> Menno Simons ist, nach eigenen Angaben, zum Täuferführer geworden, um den fehlgeleiteten und verfolgten Melchioriten, deren apokalyptische Hoffnung in der Täuferherrschaft von Münster zum Tragen kam, ein Hirte zu sein.<sup>4</sup> Gerade die flämischen und friesischen Vorfahren der niederdeutschen Mennoniten rekrutierten sich aus den Reihen der Melchioriten, weshalb das zweite Kapitel die Darstellung der Täuferherrschaft von Münster 1534/1535 ist. Das dritte und letzte einleitende Kapitel handelt von der Geschichte und den Wanderungen der niederdeutschen Mennoniten.

Im weiteren Verlauf der Arbeit treten mal Einzelpersonen in den Vordergrund, mal das Verhalten einer oder mehrerer Gruppen von Menschen in Beziehung zueinander, manchmal auch Orte mit ihrer Geschichte und ihren von Menschen erzählten Geschichten. In den vergangenen Jahrzehnten haben einzelne Autoren (Bruner, 1986; Jackson, 1998; Coffey, 1999) immer wieder das Dilemma vieler Ethnologen thematisiert, die sich einerseits gehalten sehen, autoritatives wissenschaftliches Material zu produzieren, andererseits jedoch wissen, dass sie das schwerlich können, da sowohl die Feldforschungssituation, als auch das spätere Ordnen des Materials, das Nachdenken und das Schreiben darüber zutiefst subjektive Situationen sind. Ebenso wie die *Alte Kolonie* ein *selbstreferentielles System* darstellt, innerhalb dessen alle vorkommenden Ereignisse in Bezug zu Geschichte und Diskurs dieses Systems gesetzt werden, entsteht auch der Text einer Ethnologin oder eines Ethnologen immer in Rückbeziehung zur eigenen Person. Wenn sich in der vorliegenden Arbeit Ethnographisches mit Autobiographischem, wenn sich an manchen Stellen Erzählung, Essay und Analyse miteinander mischen, macht das den Entstehungsprozess der Arbeit greifbar und spiegelt die Subjektivität dieser Situation wider.

Ein Bewohner von Isiporenda war der Ansicht, ich hätte versucht, durchs Fenster einzusteigen, als ich dort auftauchte und zuerst eine Privatperson

---

<sup>3</sup> Darüber hinaus gehören viele der mennonitischen Historiker in Nordamerika der *Schweizer Traditionslinie* (Goertz, 2002, S. 75 ff.) an. Sie sind Nachfahren schweizerischer und süddeutscher Täufer, die sich im 17. Jahrhundert im Elsass und der Pfalz gesammelt und den Namen *Mennoniten* erst zu Beginn des 18. Jahrhunderts angenommen haben.

<sup>4</sup> Menno Simons: „*Ausgang aus dem Papsttum*“ (1554) in: Fast, 1962, S. 155

um Unterkunft ersuchte, anstatt bei der Dorfgemeinschaft anzufragen. Tatsächlich bin ich während meiner Feldforschung ständig durch Fenster ein- und ausgestiegen: ich habe Kontakt zu den Altkolonieren der Kolonie Durango hergestellt, indem ich mich in Isiporenda niederließ, ich habe die Bewohner von Isiporenda kennengelernt, weil ich über die Altkolonier schreiben wollte, und ich war beinahe täglich auf beiden Seiten der Viehsperre, die Isiporenda von Durango trennt. Auf einen Schlag weicht der undurchdringliche Trockenwald des Isoso den umzäunten Feldern der Kolonie und ebenso abrupt ändern sich beim Überschreiten dieser Grenze die Sprache, die Kleidung, die Nahrungsgewohnheiten sowie die geschichtliche Vergangenheit der Menschen und die von ihnen erzählten Geschichten. Auch die Unmittelbarkeit des Wechsels zwischen diesen beiden Lebenswelten ist Teil dieser Arbeit.

## Die Täufer

*„Zween Glerten habens zu mir bracht / Daß sie mich vnderwiesen / Die waren vneins jhrer sach / Sie fiengen an zu kifen. Es traff die vngetauffte Kinder an / ob sie sehlig weren zu nennen. Der eine wolt sie im Himmel han / Der ander wolts nit kennen.“ (aus einem Märtyrerlied)<sup>5</sup>*

So uneins wie die beiden Gelehrten in dem alten Täuferlied oder die Mennoniten des bolivianischen Tieflandes, wenn es um die technischen Errungenschaften oder die Kleidungsordnung geht, die sich mit ihrem Heil vertragen, sind auch die Mennoniten schweizerisch-süddeutscher Herkunft in den USA und Kanada. Je nach Gemeindezugehörigkeit sind ihre Pferdewagen überdacht oder offen, die Räder mit Schlauchreifen versehen oder nur mit einem Stück Gummi ummantelt. Mal ist gebanntes Gemeindemitgliedern der Besuch des Gottesdienstes gestattet, mal versagt. Manche Gruppen verzichten auf den landwirtschaftlichen Einsatz von Traktoren und benutzen Computer, andere setzen moderne Landwirtschaftsmaschinen ein und dulden keine Computer etc. Die Amischen, die oft in unmittelbarer Nachbarschaft leben, haben sich Ende des 17. Jahrhunderts im Elsass von den schweizerisch-süddeutschen Mennoniten abgespalten, die ihnen zu weltlich geworden und in ihrer Bannpraxis nicht rigoros genug waren. Auch sie sind in unzählige Untergruppen zersplittert. Daneben gibt es trachtentragende Amische und Mennoniten, die schwarze Autos fahren und Mennoniten, die sich rein äußerlich nicht von der Bevölkerung in ihrer Umgebung unterscheiden.

„Und das taten die Brüder untereinander, der eine so, der andere so; ...“ schreibt der ehemalige Täufermissionar und Wundarzt Obbe Philips bereits um 1562. Doch gerade in dieser Atomisierung liegt ein entscheidendes Moment des Täuferiums, denn zuallererst sind die äußerst unterschiedlichen täuferischen Gruppen der Reformationszeit, von den Obrigkeiten

---

<sup>5</sup> Aus einem im sogenannten „Ausbund“ der Amischen enthaltenen „Marterlied“ in dem das Martyrium des Thomas von Imbroich beschrieben wird, der im März 1558 in Köln enthauptet wurde (Burschel, 2004, S. 145).